

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 58 (1953-1954)
Heft: 3

Artikel: Lesen und Leben [Teil 2]
Autor: Thürer, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-316141>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZERISCHE LEHRERINNEN-ZEITUNG

Expedition und Inserate: Buchdruckerei Büchler & Co., Bern, Tel. 2 77 33, Postkonto III 286

Jahresabonnement: 8 Fr. Inserate: Einspaltige Millimeterzeile 16 Rappen

Erscheint am 5. und 20. jedes Monats

5. November 1953 Heft 3 58. Jahrgang

Lesen und Leben

Georg Thürer

(Schluß)

Man kann aber auch zum richtigen Lesen erzogen werden und sogar sich selbst dazu anhalten. Schon der treu befolgte *Vorsatz, jeden Tag wenigstens eine Seite gehörig zu lesen, ja nur einen Satz willig in sich aufzunehmen und ihn rundherum zu bedenken*, ist ein hoffnungsvoller Einstieg. Dabei hilft der Versuch, den Inhalt nach einer Weile schriftlich wiederzugeben oder ihn gesprächsweise andern mitzuteilen. Unser Lesen ist gewiß auch deshalb lebensfremd geworden, weil es sich zu weit vom *Gespräch* entfernt hat. Das Gespräch allein würde uns schon immer wieder nötigen, zu einem Text zurückzukehren, um eine *angezweifelte* Meinung zu erhärten oder auch Schwächen des Verfassers zu entdecken. Für den Wissenschaftler versteht sich diese stete Überprüfung im Kreis der Fachleute eher als für den Leser schöner und erbaulicher Literatur, sofern er sich nicht als Forscher mit ihr befaßt. Man ist oft gar nicht willens, Lesen und Leben aufeinander abzustimmen, ist doch heutzutage das Lesen vielfach ein Ausweg aus dem Leben.

Das *Lesen als Ausweg* aus der Wirklichkeit zeigt sich in zwei Formen. Ihr gemeinsamer Grund besteht im Mangel an Befriedigung im Leben selbst. Die Seele fühlt sich vom eintönigen Dasein angewidert und sucht sich z. B. im Roman eine schönere Gegend. Der Leser braucht im Engpaß seines Alltags eine Weite, wo man Ausschau in die unabsehbaren Gefilde fremder Vorstellungskraft genießt. Solches Lesen ist in den letzten Jahrzehnten vielfach durch den Filmbesuch ersetzt worden, wobei die Bilder der Leinwand uns der Mühe, Sätze in Vorstellungen umzudenken, entheben, so daß der Film zwar die Vorstellungswelt bereichert, die Vorstellungskraft aber lähmmt. Der *Film* ist schon deshalb unpersönlicher als das Buch, weil er allen Besuchern das gleiche Tempo aufnötigt und kein Verweilen an einer uns besonders ansprechenden Stelle gestattet. Er ist für die meisten Besucher einfach das Bilderbuch der Erwachsenen, das ihre Märchenwünsche zu befriedigen hat. So dürfen auch die meisten Romanleser nach dem grauen Einerlei des Tages abends nach dem farbenfrohen Andern. Sie lieben das «ausspannende Lesen». Das Fuhrwerk der Tagesfron wird verlassen. Man ruht sich lesend aus, um den Karren tags darauf wieder ziehen zu können, nicht froher, nicht grimmiger, sondern im gleichen Trott und Tramp. Lesen und Leben durchdringen sich nicht. Sie lösen sich einfach ab, wie in einer Kette nach manchen grauen Kugeln wieder einmal eine bunte, die Lesestunde, kommt.

Ist solches Lesen als Ausweg nur ein regelmäßiges Beiseitetreten, eine Art Marschpause, so gibt es auch ein Lesen, bei dem der Ausweg zur eigentlichen *Flucht* wird. Bieten Beruf, Freundschaft oder Liebe nicht die erhoffte Erfüllung, so hält man sich beim Romane schadlos. Er spende das vorenthaltene Glück. Und freigebig breitet er seine Schätze aus, zeigt Menschen in fabelhaftem Aufstieg; in ihm waltet Verständnis und liebkost alle Zärtlich-

keit, welche das Leben solchen Lesern und Leserinnen nicht oder nur dürftig spendet. Nun erscheint die Wirklichkeit im Vergleich mit solcher Märchenwelt doppelt schal, der Beruf, welcher jahraus, jahrein vom gleichen Heim auf gleichem Weg zur gleichen Arbeitsstätte führt, neben der Oase der Lese- welt eine öde Wüstenei, und auch die Lebensbegleiter vermögen, an den Liebeshelden der Romane gemessen, vor der Leserin Madame Bovary nicht mehr zu bestehen. Nur selten geben sich die Leute, welche sich aus Büchern Trost holen wollten und sich den Verleider am eigenen Kreis anlesen, darüber Rechenschaft, daß meistens auch der Verfasser solcher Werke diese Welt als Ausweg seines eigenen Lebenskäfigs erfand. Der Leser hält nun einmal diese schillernde Welt für möglich. Sie ist zudem auch jederzeit zugänglich und obendrein sehr bequem, da sie nicht widerspricht und keine Pflichten auferlegt, also ganz dazu angetan ist, uns vom unbefriedigten Leben auf eine mühelose Weise zu erlösen. Ein solches Lesen steht bald in *Feindschaft mit dem Leben*. Es lockt uns in eine rosenrot ausgeschlagene Fluchtburg, in welcher man vor dem leiden Leben die Faust ballt, statt ihm die Hand zu reichen.

Im *Grünen Heinrich* läßt uns *Gottfried Keller* einen Blick in eine «Lesefamilie» dieser Art tun.

«Um diese Zeit schloß ich mich enger an einen Knaben, dessen erwachsene, lesebegierige Schwestern eine Unzahl schlechter Romane zusammengetragen hatten. Verloren gegangene Bände aus Leihbibliotheken, geringer Abfall aus vornehmen Häusern oder von Trödlern erstanden, lagen in der Wohnung dieser Leute auf Gesimsen, Bänken und Tischen umher, und an Sonntagen konnte man nicht nur die Geschwister und ihre Liebhaber, sondern Vater und Mutter, und wer sonst noch da war, in die Lektüre der schmutzig aussehenden Bücher vertieft finden. Die Alten waren törichte Leute, welche in dieser Unterhaltung Stoff zu törichten Gesprächen suchten; die Jungen hingegen erhitzten ihre Vorstellungskraft an den gemeinen unpoetischen Machwerken, oder vielmehr sie suchten hier die bessere Welt, welche ihnen die Wirklichkeit nicht zeigte!»

Der Dichter erzählt uns dann, wie sich die ältern Schwestern an die rührseligen Liebesgeschichten hielten, die Knaben aber an die derben Ritterromane, die sie bald auswendig wußten und dann auf Estrichen, in Höfen und im Walde draußen zu spielen begannen. Nicht genug damit: «Aus diesen Spielen gingen nach und nach selbsterfundene, fortlaufende Geschichten und Abenteuer hervor, welche zuletzt dahin ausarteten, daß jeder seine große Herzens- und Rittergeschichte besaß, deren Verlauf er den andern mit großem Ernste berichtete, so daß wir uns in ein ungeheures Lügennetz verwoben und verstrickt sahen.» Dieses Kapitel trägt bezeichnenderweise den Doppeltitel «Lesefamilie/Lügenzeit». Sein zweiter Teil schildert zweifelhafte Käufe, schwindelhafte Streiche, eine Schlägerei, und in der letzten Zeile tritt uns das Wort «Zuchthaus» entgegen. Der Freund des Dichters verkam in seinen unermüdlich ersonnenen Listen und Betrügereien, während der «Grüne Heinrich» nach dem gemeinsamen Leserausch wieder zur Besinnung kam, wie auch der Dichter dieser poetischen Selbstdarstellung, dem sein Überdrang an Einbildungskraft oft zu schaffen machte, sein gesundes Verhältnis zur Wirklichkeit fand und es seinem hohen Kästlertum dienstbar machte.

Ich habe meine Ansprache nicht auf das Jugendbuch abgestimmt. Aber lassen Sie mich doch ein Kinderbuch erwähnen, von welchem Sie in den näch-

sten Tagen in unserer Presse lesen werden. Ein Jahr, nachdem Gottfried Kellers Meisterroman in der zweiten Fassung herausgekommen war, erschien das einzige Schweizer Jugendbuch, das wirklich die Welt eroberte: *das «Heidi» von Johanna Spyri* (1881), das Werk einer sehr gescheiten, mehr noch: einer weisen Frau, der zu Ehren in Maienfeld über dem jungen Rhein ein Heidibrunnen errichtet wird. Ich habe mich oft gefragt, worin das Geheimnis dieser Erzählerkunst beruhe. Gewiß ist es eine lebensnahe Sprache, der Sinn für eine spannende Handlung, ohne die nun einmal kein Kinderbuch Gehör und die Gnade bei der jungen Leserwelt findet, aber nicht minder wirkt der Grundzug, gleichsam das seelische Klima dieser Heidiwelt; es ist eine aus Glaubenstiefe stammende, *aufrichtende Kraft*. So stehe ich nicht an, sie den Prüfstein eines bleibenden Jugendbuches zu nennen. Fragen Sie bei jedem Buche, das Sie zu wägen haben: Wohnt ihm eine aufrichtende Kraft inne? Unsere zersetzte und zersetzende Generation hat nichts so nötig wie dieses Heilmittel. Wo packt uns denn das Bergkind am meisten? Dort, wo es seine lahme Freundin aufrichtet und gehen lehrt. Aufrichten und selber gehen lehren — ich wüßte nichts Edleres als diesen Beistand von Mensch zu Mensch, von Dichter zu Leser.

Gibt es aber auch ein *Lesen als Lebenshilfe*, Bücher als Freunde? Gewiß, wir genießen solches Lesen, wenn wir uns Werken zuwenden, welche aus einem bedeutenden Leben stammen und uns das eigene Leben gestalten helfen, indem sie uns den Sinn für bedeutende Werte wecken und bilden. Es können Bücher aus dem Bereich von Glauben, Wissenschaft oder Dichtung sein. Die Hauptsache ist ihre Grundhaltung, ob sie nämlich den Menschen über sich hinausheben wollen, ohne ihn seinem Lebenskreise zu entfremden. Wer sein Leben als dumpfen Gang empfunden hat, muß nach einer gesegneten Lesestunde erkennen, daß wir in einem lichten Gewölbe leben, dessen Maße guten Grundgesetzen entsprechen und durch dessen hohe Fenster die ewigen Sterne hereinleuchten. Das kann einem aufgehen beim Hinweis auf ein Gebot, ein Naturgesetz oder ein gültig gestaltetes Menschenschicksal, aber auch in der Schilderung eines fallenden Blattes, wenn dieses Ding oder dieser Vorgang so gestaltet ist, daß *das Ewige* hindurchleuchtet. «Die meisten Menschen wissen gar nicht, wie schön die Welt ist und wieviel Pracht in den kleinsten Dingen, in irgendeiner Blume, einem Stein, einer Baumrinde oder einem Birkenblatt sich offenbart», bezeugt Rilke, der sich dem Schauen und Lauschen hingab, ehe er schrieb. Wer seine Gedichte in sich aufnimmt, macht daher eine *Seh- und Hörschule der Seele* durch. Alle Dinge und Wesen kommen ihm durchsichtiger vor, weil er in der Erscheinung einen Gedanken, im Bilde einen Sinn und in der Zeit das Ewige sieht. So treten wir aus der Lärmzone der bloßen Wortgeräusche, um ein treffendes Wort von Max Picard aufzunehmen, in das Reich der Stille. Erst vom Hintergrunde des Schweigens heben sich die Worte eines Gedichtes in ihrem wundersamen Zusammenspiel ab wie die steigenden Sternbilder der Nacht. So sind besonders die *Gedichte*, welche der Zeitungsleser als ihm nicht geläufig übergeht, Probestücke des guten Lesens. Weder dem Stoffhungrigen noch dem bloßen Verstandesmenschen erschließen sie sich. Jener ahnt das Geheimnis der Form kaum, dieser spürt die Schwingung nicht. Wer keine Freude am Helldunkel, keine Lust am Pulsgreifen des Lebens mitbringt, dem bleiben wunderbare lyrische Gedichte höchstens wunderlich. Dem Eingestimmten aber schenkt ein schönes Gedicht mehr als nur das Glück einer Lesestunde: weil es eine kleine Welt, wort-

gewordenes Leben, darstellt, kann es förmlich ein Schlüssel zu einem gehobeneren Leben werden.

Leichter zu lesen sind *Erzählungen*. Das Eigenwillige des Dichters tritt zugunsten der geschilderten Zustände und Handlungen zurück, doch bleibt der Wille des Künstlers, im Kleinen das Große, im Zeitlichen das Ewige aufleuchten zu lassen, so wie es Adalbert Stifter in der Vorrede zu den «Bunten Steinen» sagte: «Gleichgestimmten Freunden eine vergnügte Stunde zu machen, ihnen allen, bekannten wie unbekannten, einen Gruß zu schicken und ein Körnlein Gutes zu dem Bau des Ewigen beizutragen, das war die Absicht bei meinen Schriften . . . Das Weben der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß; das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich nicht für größer als obige Erscheinungen, ja ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen so viel höherer Gesetze sind.» Ähnlich in der innern Natur, in welcher Stifter «ein Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwigung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren, gelassenen Streben», größer erschienen als «mächtige Bewegungen des Gemütes, furchtbar einherrollender Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geist, der nach Tätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft.» Mag auch dem Dichter selbst in seinen allerletzten Lebensstunden der Sinn für diese Wahrheit verdunkelt worden sein, so besteht doch seine Wegeleite an die Leserschaft zu Recht: «Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird.»

Das *Drama* freilich steht nicht unter diesem sanften Gesetz. Es lebt vom Gegensatz, es rückt den Menschen in die schärfsten Spannungsfelder der Pole, hinter denen immer wieder Himmel und Hölle aufleuchten. Die Leidenschaft kommt zum Ausbruch, und der Zuschauer soll angesichts der Wirkungen alles Maßlosen und damit Unmenschlichen geläutert werden. Dramen sind im Grunde keine Lesestücke, sondern gedrängtes Leben, das zur Nachgestaltung im Bühnenspiel geschrieben wurde. Da aber ein Theaterabend sich auf zwei, drei Stunden zusammendrängt, erhöht das vorbereitende und das nachherige Lesen eines Schauspiels den Kunstgenuss, indem wir weniger im Banne des Geschehens befangen bleiben und somit die Freiheit sichern, welche auch der ergriffene Betrachter zu wahren hat. Es ist sehr schade, daß sich heute selten mehr eine Gesellschaft zusammenfindet, um ein Drama mit verteilten Rollen zu lesen. Solche Leser sind nämlich Personen im Ursinn des Wortes, denn «personae» hießen im antiken Theater (von der Dichtung) «Durchklungene».

Am ersichtlichsten ist der Zusammenhang zwischen Leben und Lesen bei der Lektüre der heute so beliebten *Lebensbeschreibung*. Der nüchterne Zeitgenosse verspricht sich hier den unmittelbarsten Einblick in ein außergewöhnliches Leben, und die redliche Biographie strahlt denn auch lebensgestaltende Kräfte aus. Ein vollendetes Leben erteilt immer Bescheid über das werdende und damit über unser eigenes, denn bei allem Wechsel der Nöte, die wir zu überwinden haben, bleibt doch das Ringen allen Menschen

gemeinsam. Die großen Gestalter der menschlichen Gesellschaft waren nicht von ungefähr meistens und besonders in ihrer Werdezeit eifrige Leser und Freunde von Biographien. Ist nicht auch das Buch der Bücher in seinem Kernstück eine vierfache Biographie eines gottvollen Lebens? Da darin wie nirgendwo das Einzelne ins Gleichnishaft emporgehoben wird und sich jeder Weltsplitter zum göttlichen Ganzen fügt, ruft es zur Nachfolge in der Gottes- und Nächstenliebe auf wie kein zweites.

Eine Hauptquelle der Biographien stellen die *Briefe* dar, die nicht nur das Lesen schwerer Texte zu erleichtern vermögen, sondern an sich zu den schönsten Urkunden der menschlichen Seele gehören. Was gibt es Duftigeres als die zartesten Liebesbriefe von Mörike, Männlicheres als die herbsten Briefe Lessings, und wer vermöchte kerniger und humorvoller zu schreiben als der Brieffreund Gottfried Keller und Johann Peter Hebel! Was sollten solche Briefe nicht auch in unserem bescheidenen Leben eine schlummernde Schönheit wecken, eine verschüttete Quelle befreien! Dankbar nahen wir uns solchen Blüten und Früchten eines gesegneten Lebensbaumes, um demütig Lese zu halten.

Wir sind zum Bilde der Lese, von dem wir ausgegangen sind, zurückgekehrt. Wer Früchte einheimst, soll auf Samen bedacht sein. Nur das Edelste sei Saatgut. Der richtige Leser muß wählerisch sein. Vor allem Lesen stehe die *Auslese*. Haben wir unsren Sinn für das Wertvolle geschult, so dränge man getrost das Halb- und Minderwertige beiseite, um bei den bedeutenden Denkkern und Dichtern Einkehr zu halten und bei ihnen zu verweilen. Sie werden uns das *Leben von innen her erhellen*, und über alle Zeiten und Zonen hinweg vollzieht sich in uns und an uns das Lesewunder immer wieder aufs neue.

Solches Lesen wird zur *Kunst* und hilft uns, das Leben selber zum Kunstwerk zu gestalten. Wir geben uns den Büchern hin, ohne uns ganz an sie zu verlieren. Als Kinder lesen wir mit blinder, als Erwachsene aber mit sehender Liebe. Wäre aber einer so vermesssen, zu sagen, er habe in der Lesekunst ausgelernt, so mag ihn ein Goethe-Wort demütigen. Als der Weise von Weimar das Alter eines Patriarchen erreicht hatte, sagte er zu Soret: «Die guten Leutchen haben keine Ahnung, wieviel Zeit und Mühe es gekostet, Lesen zu lernen und mit Verstand zu lesen! Ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht.» Die glücklichsten Menschen sind wohl diejenigen, welche Denken und Tun ins Gleichgewicht bringen und auch zwischen Lesen und Leben das erreichen, wofür Goethe das schöne Wort liebte: den Einklang.

Der Leser

Wer kennt ihn, diesen, welcher sein Gesicht wegsenkte aus dem Sein zu einem zweiten, das nur das schnelle Wenden voller Seiten manchmal gewaltsam unterbricht?

Selbst seine Mutter wäre nicht gewiß, ob er es ist, der da mit seinem Schatten Getränktes liest. Und wir, die Stunden hatten, was wissen wir, wieviel ihm hinschwand, bis

er mühsam aufsah: alles auf sich hebend, was unten in dem Buche sich verhielt, mit Augen, welche, statt zu nehmen, gebend anstoßen an die fertig-volle Welt:

wie stille Kinder, die allein gespielt, auf einmal das Vorhandene erfahren; doch seine Züge, die geordnet waren, blieben für immer umgestellt.

Rainer Maria Rilke